

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 36

Sonntag, den 5. September

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käte Lubowski.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Um 7 Uhr am Spätnachmittag pochte jemand an Ruts Tür. Sie war sofort wach und schämte sich ein wenig ihrer Trägheit, obwohl sie das vor Johann Peterkow, der der Klopfer war, am wenigsten nötig gehabt hätte. Der Alte war merkwürdig beweglich. Eine Aufregung mußte in sein beschauliches Leben gefahren sein. Der Schein, den sie eben der Postbote zum Vollzug der Unterschrift für Kut abgegeben hatte, konnte das unmöglich bewirken.

So meinte Kut, als sie mühsam ein Lächeln unterdrückend, danach griff. Nun aber erging es ihr nicht viel besser. Sie geriet in nicht geringe Aufregung, als sie eine Reihe Zahlen erblickte, die protzig und steil auf dem Papier vor ihr standen. Dieses Papier war die Benachrichtigung des Lehrers und Postverwalters von der Ankunft eines Wertbriefs für Kut. Es währte lange, ehe sie vollends begriff, daß die Summe, welche auf dem Zettel genannt war, ihr gehörte, sobald sie dies Blatt Papier mit ihrem Namen versehen auf der Poststelle vorzeigte. Als sie endlich ihren Irrtum für ausgeschlossen erachten mußte, kam es wie ein Kausch über sie, der nichts anderes erwog, als die natürlichen Folgen des Bestes. Sie brauchte Stechow nicht herzugeben und der, — er würde die Türe freundlich geöffnet und sein Stübchen bereitet finden, immer, heute wie alle Tage. Ihre Gestalt reckte sich. Wie ein Kauschen goldener Kornwogen erhob es sich in ihren Ohren, drang in ihr Herz und hielt seinen Schlag eine Sekunde an. Johann Peterkow stürzte vor, um sie aufzufangen. Es war aber nicht nötig. Das Schwindelgefühl ging schnell vorüber. Sobald sie wieder fest auf den Beinen stand, war der Taumel der Freude vor der natürlichsten aller Fragen verfliegen.

„Wer schickt mir diese große Summe? Muß da nicht ein Irrtum obwalten?“ Der Brief war laut Mitteilung auf 42 300 Mark deklariert. Der Postagent, der junge Lehrer, mußte sich geirrt haben! Natürlich. Es ist ja ein Umding, ein Wahnsinn, daß jemand an Kut mir nichts dir nichts so viel Geld senden sollte! Daß sie auch nur einen Augenblick an diese Tatsache hatte glauben können!

Ihre Gedanken setzen wieder ruhig und klar ein.

„Laß den Pony anspannen, ich will zur Post fahren, Johann,“ sagte sie laut.

„Mit dem ist Herr Schmitt vor einer Stunde in die Stadt

gefahren, um die Tonne unbrauchbarer Seringe an den Kaufmann zurückzubringen.“

Sonst hätte sie das lebhaft interessiert. Heute begriff sie nicht, wie jemand einen andern Gedanken hegen konnte, als den brennender Ungeduld, um alles aufzuklären.

„Dann werde ich zu Fuß gehen. Es ist ja nicht so weit.“
„Das hilft Fräuleinchen nichts. Nach acht Uhr ist die Post geschlossen. Der Lehrer ist auf seinem Felde.“

Trotzdem glättete sie ihr Haar und griff nach dem Waschtuch.

„Du bleibst auf, Johann, bis ich zurück bin.“

Er sprach noch mancherlei dagegen nach Art und Berechtigung alter Diensthöfen, die gewohnt sind, ihren Einfluß zu betätigen. Sie hörte ihn kaum. Den Zettel krampfhaft in der Hand, zog sie den Schlüssel aus der Tür und machte sich schleunigst auf den Weg.

Es war wie Johann Peterkow gesagt hatte. Sie fand die Tür der Lehrerwohnung verschlossen. Leppiges Pfefferkraut nidte überall von den Lehmwänden herab, reichte sich über den niederen Fenster spiegeln die Hände und ließ kaum mehr von ihnen sehen, als hier und da ein kokettes Blinzeln. Das Bänkchen zur Linken hatte die Füße gebrochen und war nicht wieder geheilt. So lehnte Kut Wendebühl denn heiß die Straße hinaus und



Riga: Die Kathedrale.

und müde am Statet und sah die Straße hinaus und hinunter.

Die kleinen Gehöfte der Bauern und Eigentümer reiheten sich links und rechts an. Ueberall das gleiche Bild: das Wohnhaus zurückgebaut; vor der Tür zwei Linden oder Kastanien, unter denen eine Bank stand. Seitwärts auf gepflastertem Damm der klapperige Göpel vom Vater oder Großvater her mit einer neuen, groß gehauenen Berkleidung. Im Hintergrunde die Hundehütte mit dem Kläffer. Und überall auf Bänken, Steintreppen und an Wagendeichseln junges Volk, das sich neckte. Kut erkundigte sich nach dem Lehrer und Posthalter und erfuhr, daß derselbe so bald wohl nicht nach Hause käme.

Da machte sie sich enttäuscht und müde auf den Heimweg. Eine alte Frau, die auf der Suche nach ihrem flüchtigen Gänserich an ihr vorüberhumpelte, gab ihr die gleiche Auskunft wie die Jungen. Kut Wendebühl lief dahin, ohne die Augen von ihrem Weg zu nehmen. Dieser Gang bedeutete durchaus nichts Ungewöhnliches für sie. Schon als Kind war sie furchtlos auf den Feldern herumgestreift. Und hatte sie auch heute noch weniger erreicht als einst, wo sie die Käfer in ihren Blütenwiegen und die Häslein in ihren Vertiefungen belauschte — die Unruhe war doch von ihr gewichen. Der Schein kisterte jetzt in ihrer Tasche, das Herz ging regelmäßig. Sie würde wenigstens eine erträgliche Nacht haben.

Die Frau von der staubigen Landstraße ab, auf die Straßen
aber die Toren ein wenig feucht waren. In den Gärten ließen
bereits die Nebelgebilde ihre Schleier wehen.
Auf allen Fluren herrschte stille Einsamkeit und Mut wurde
durch dieselbe ganz feierlich gestimmt. Schneller streifte ihr Fuß
den blühenden Klee, in dem die Hummeln schliefen. Einen Augen-
blick überlegte sie. Dann durchquerte sie zu dem Fußweg hinüber,
der hart an dem Fredericischen Gutshof vorbei wohl zehn Minuten
schneller nach Stechow führte, als der, den sie auf dem Herweg
gegangen.

In einem der Zaunpfosten, der Groß-Danerow von der
Verkehrsstraße abschloß, stand Gustav Frederici in gebückter Stel-
lung. Er schlug unbarmherzig auf den Jagdhund ein, der irgend
eine Dummheit gemacht hatte. An anderen Tagen wäre sie
wahrscheinlich stumm an ihm vorübergegangen, sich nicht zu einer
Einnischung befugigt haltend. Heute mußte sie die Mißhandlung
kränken. Sie fühlte sich dieser leidenden Kreatur plözlich in
ihren Schmerzen verwandt — meinte zu wissen, wie es tat,
wenn weit und breit keine Hilfe zu finden ist und erhob mit em-
pörter Stimme dagegen Einspruch.

„Herr Frederici, schlagen und quälen Sie doch das arme Tier
nicht so sehr.“
Er erschrak und loderte seinen Griff. Im Nu sprang der
Hund mit langen Sähen davon.
Berlegen lachend suchte er sich zu entschuldigen.
„Er hat mich zu sehr geärgert. Schade, daß ich nicht ein
bißchen früher angefangen habe.“
„Pfiu,“ sagte sie, „er blutete ja bereits.“
Belustigt kam er näher.
„Wie Sie sich für das Tier ins Zeug legen. Famos! Wo
kommen Sie übrigens so
spät her?“

„Ich hatte auf der Post
zu tun,“ sagte sie kurz.
Sein Blick streifte sie
von der Seite. Sie kam
ihm so erwachsen, so aus-
gereift vor, sie war schnell
erblüht. Ihre Schönheit
tat sich auf und würde
nicht mehr lange un-
merkt bleiben. Er sagte
sich, daß er mit seinem
Warten ein rechter Tor
gewesen sei.
„Sie können jetzt nicht
so allein nach Haus gehen.
Ich werde Sie begleiten.“
Ein ungemütliches Ge-
fühl beschlich sie.
„Es sind ja nur zehn
Minuten. Was sollte mir
wohl geschehen?“
Ohne ihr zu antworten,
trat er neben sie und blieb
an ihrer Seite.



Riga: Handelsschule und Museum.

Der Mond trat hervor.
Silberne Fischelein schwam-
men über dem Gold der
Felder, das teilweise schon
der Sichel zum Opfer gefallen war und in langen Reihen aus-
gestreckt dalag. Er benutzte die seltene Gelegenheit und ohne
Umhweife sagte ihr Gustav Frederici, warum er sich für sie
und Stechow so sehr interessiert habe. Sie müsse bald sein Weib
werden, sehr bald.
Rut Wendebühl fand keine andere Entgegnung darauf, als
den Schrei der Verzweiflung:

„Gehen Sie — sofort,“ rief sie aus Leibesträften und ein
Grauen schüttelte sie.
Darum also sein Mitleid, seine Fürsorge.
In Schweiß gebadet kam sie zu Haus an und hatte über dem
Abenteurer alles andere vergessen, auch den Schein in ihrer Tasche.
Ihr einziger Gedanke war jetzt:
Nun muß ich doch verlassen, was er lieb hatte. Wenn er
heimkommt, findet er verschlossene Türen.

12. Kapitel.

Am nächsten Morgen war sie verwundert, daß alles so ruhig
im alten Geleise weiterlief. Erst allmählich kam ihr zum Be-
wußtsein, daß sich ja nur in ihrem Innenleben, in ihrem eigenen
Gedankenkreis etwas Aufregendes vollzogen hatte. Sie schaute
sich, in das Zimmer zu gehen, das sie für Herrn Schmitt ein-
gerichtet hatte, weil sie fürchtete, daß derselbe von den Gescheh-
nissen des gestrigen Abends unterrichtet sein könnte und vielleicht
nicht unterlassen konnte, darauf anzuspielen oder gar direkt die
Rede darauf zu bringen. Mit äußerlicher Gleichgültigkeit ver-
richtete sie die Morgenarbeit, fühlte, wie ihr der Schweiß von der
Stirn rann, ohne eine Empfindung von Hitze zu haben. Als
sich die Butterkörner in der entsafteten Milch zusammenfanden

„Ich werde ein paar Zeilen an den Postvorsteher schreiben,
Johann. Du kannst mit meinem Brief und dem Schein zu ihm
gehen. Die Sache mit dem Brief wird sich sicher als ein Irrtum
auflären.“
Der Auftrag war ganz nach Johann Peterkows Sinn.
Er kam sich ungeheuer wichtig vor, als er eine halbe Stunde später
den Hof verließ. Rut Wendebühl schrieb indessen noch einen
zweiten Brief. Sie wollte keine Zweideutigkeiten in ihr bis-
heriges Verhältnis zu Frederici einschleichen lassen. Wenn sie
seine vielfachen Freundlichkeiten nach seinem Geständnis am
vorhergehenden Abend stumm weiter duldete, mußte er Schlüsse
daraus ziehen, die ihr, wenn sie daran dachte, die Angst wie ein
Fieber durch die Glieder jagten. Es sollte völlig klar zwischen
ihnen werden. Was danach folgte, wollte sie in Gottes Namen
ruhig tragen. Und sie schrieb nach einigem Ueberlegen, ohne
abzusehen:

Sehr geehrter Herr Frederici!

Nicht wahr, Sie haben sich das von gestern nicht überlegt?!
Ich stand so plötzlich vor Ihnen und mischte mich ohne weiteres
in Ihre Angelegenheit, daß Sie daraus ein Recht entnahmen,
auch in die meinen — die
innersten — einzugreifen.
Das habe ich aber bei
Gott nicht gewollt. Ich
kann mir wohl denken,
daß solche Versuchungen
leicht über einen Mann
kommen, wenn er einem
kindlichen Mädchen, das
nicht viel Schutz in der
Welt hat, öfter begegnet.
Sie haben es ganz gewiß
sehr gut mit mir gemeint
und darum muß ich Ihnen
auf Ihre gestrige Erklä-
rung und Anfrage eine
klare Antwort gegeben.
Drei Jahren nach bin ich
wohl noch ein halbes Kind,
aber Schmerz und Seh-
sucht haben mich frühzeit-
ig ausgereift.
Ich könnte niemals Ihr
Weib werden. Was ich
an Liebe zu vergeben
habe, besitzt längst — ein
anderer und Gott allein
hat zu bestimmen, ob er
es jemals entgegennimmt.
Und eine Frau mit der
Liebe zu einem anderen im Herzen wäre gewiß nicht nach Ihrem
Sinn. Ich könnte auch von jener Empfindung für den andern
niemals etwas abgeben, weder an Sie noch an irgend jemand.
Sie wissen nun, wie es um mich steht und daß die Liebe jedes
anderen Mannes zu mir aussichtslos wäre. Zürnen Sie mir
nicht. Ich will auch still hinnehmen, was jetzt kommt.
Rut Wendebühl.“

Sie wurde viel ruhiger, als sie dieses Schreiben befördert hatte.
Der Hoffnung, trotz ihrer Abgabe weitere Hilfe von ihm zu emp-
fangen, gab sie sich nicht hin. Sie war auf dem Standpunkt an-
gelangt, daß sie an die Selbstlosigkeit der Menschen nicht mehr
glaubte. Sie sagte sich: Es hilft keiner dem andern ohne Hinter-
gedanken. Wer tate das wohl? Auch Karl Rodemann kam ihr
wieder in den Sinn, sie dachte an brennende Reue und schleichende
Qual und mitten in ihre Gedanken hinein hörte sie, wie Herr
Schmitt unter dem Fenster ihren Namen rief.

„Ach, kommen Sie doch mal runter, Fräulein Rut. Es
ist ein Mann mit jungen Gänsen hier. Zwei Karl das Stück,
unverschämt, was? Aber haben müssen wir doch welche.“
Langsam kam sie herab, um ihm nicht so schnell Rede stehen
zu müssen. Sie fürchtete immer noch, Schmitt könnte um den
Vorfall von gestern Abend schon wissen. Ihre Angst war aber
unbegründet. Frederici hatte augenscheinlich über jene Stunde
geschwiegen. Sie redeten hin und her mit dem Verkäufer, feilschten
um ein paar Groschen und machten von dem kleinlichen Alltags-
geschäft ein Aufsehens, als handle es sich um eine Entscheidung
von größter Bedeutung. Als Rut den alten Schmitt näher be-
trachtete, bemerkte sie, daß er ein falsches Aussehen und einen
blutroten Streifen über der Stirn hatte. Sie tat eine bedauernde

„Das genügt vollkommen. Wie Sie mich hier sehen, ver-
füge ich ganz frei über mich, ich kann aber auch bis zum Abend
mit meiner Geschichte warten.“

„Nein, nein,“ sagte sie nur und schritt ruhig voraus. Da
folgte er so eilig, daß sein Atem in der kleinen Stube rasselnd
und keuchend aus der Brust ging. Rut Wendebühl ergriff zuerst
das Wort, um ihm Zeit zum Erholen zu geben.

„Ist etwas vorgefallen zwischen Ihnen und Ihrem Neffen?“
Er machte eine Bewegung mit der Hand, als würde er etwas
weit von sich.

„Vorgefallen? hm! Wenn Sie es so nennen wollen, ja!
Er hat gestern nachts, spät, den Nero — totgeschlagen,
um ein Nichts sage ich Ihnen. So infam, — gemein! Es war
die niederträchtigste Tierquälerei! Da vergaß ich, daß ich sein
Gnadenbrot esse, wenn ich auch genug dafür geschuftet habe.
Ich sagte ihm meine Meinung und da mußte es heraus, was sich
seit zehn Jahren aufgespeichert und was ich immer 'runtergewürgt
hatte.“

„Das hat er sich natürlich nicht gefallen lassen.“
Der Alte legte den Kopf auf den hellpolierten Tisch.
„Er antwortete mit der — Reitpeitsche, die klebrig und naß
vom Hundebrot war. Da —“ seine Hand fuhr bebend über die
schmale rote Furche auf der Stirn.

Rut Wendebühl griff der Jammer dieses scheinbar gefühl-
losen Menschen ans Herz.

„Wenn ich Ihnen doch helfen könnte!“ sagte sie leise und



Riga: Die eiserne Brücke.

streichelte seine Rechte, „wie gern täte ich's. Aber — — mich
hat er ja auch in der Hand. Ich habe gestern etwas getan, was er
mir gewiß nicht vergessen wird, weil er mich nicht darum schlagen
darf.“

Der Alte hob die rotumränderten verwachten Augen mit
einem Ausdruck heller Freude.

„Sie haben ihn abgewiesen?“ Rut nickte.

„Ich konnte nicht anders. Nun werden meine Tage hier in
Stechow wohl gezählt sein.“

Er knirschte mit den Zähnen.

„Ich bleibe bei Ihnen. Wir schaffen es. Ich Sorge für
Kredit.“

Rut konnte weder hoffen noch sich freuen. Da wollte ihr
ein Mensch Gutes tun, um sein Rache zu fühlen, und außerdem
zweifelte sie sehr daran, ob der alte Schmitt auch in der Lage
war, seine Absicht zu verwirklichen, sein Versprechen einzulösen.

Draußen vor der Tür erklang Frau Nieses helle Stimme:
„Johann Peterkow ist von der Post zurück. Sie möchten doch
mal in Herrn Rittmeisters Stube kommen, Fräuleinchen!“

So hatte es sich Johann Peterkow auf dem Wege hierher
ausgemalt. Das sollte einmal eine Ueberraschung geben. Steif
und feierlich sah er ihr entgegen.

„Nun, wie hat es sich angeklärt, Johann?“

Statt der Antwort knotete er umständlich an dem großen,
rotgeblühten Tuch herum, das er vor sich auf dem Tisch hatte.

„Ich werde dir helfen,“ sagte sie ungeduldig. Er aber riß
nun so heftig daran, daß die Zipfel auseinanderprangen. Mit
beiden Händen hob er etwas heraus.

„Es hat keine Wichtigkeit gehabt, Fräuleinchen und ich qua-
rulier' auch schön!“

„Das genügt vollkommen. Wie Sie mich hier sehen, ver-
füge ich ganz frei über mich, ich kann aber auch bis zum Abend
mit meiner Geschichte warten.“

„Nein, nein,“ sagte sie nur und schritt ruhig voraus. Da
folgte er so eilig, daß sein Atem in der kleinen Stube rasselnd
und keuchend aus der Brust ging. Rut Wendebühl ergriff zuerst
das Wort, um ihm Zeit zum Erholen zu geben.

„Ist etwas vorgefallen zwischen Ihnen und Ihrem Neffen?“
Er machte eine Bewegung mit der Hand, als würde er etwas
weit von sich.

„Vorgefallen? hm! Wenn Sie es so nennen wollen, ja!
Er hat gestern nachts, spät, den Nero — totgeschlagen,
um ein Nichts sage ich Ihnen. So infam, — gemein! Es war
die niederträchtigste Tierquälerei! Da vergaß ich, daß ich sein
Gnadenbrot esse, wenn ich auch genug dafür geschuftet habe.
Ich sagte ihm meine Meinung und da mußte es heraus, was sich
seit zehn Jahren aufgespeichert und was ich immer 'runtergewürgt
hatte.“

„Das hat er sich natürlich nicht gefallen lassen.“
Der Alte legte den Kopf auf den hellpolierten Tisch.
„Er antwortete mit der — Reitpeitsche, die klebrig und naß
vom Hundebrot war. Da —“ seine Hand fuhr bebend über die
schmale rote Furche auf der Stirn.

Rut Wendebühl griff der Jammer dieses scheinbar gefühl-
losen Menschen ans Herz.

„Wenn ich Ihnen doch helfen könnte!“ sagte sie leise und

streichelte seine Rechte, „wie gern täte ich's. Aber — — mich
hat er ja auch in der Hand. Ich habe gestern etwas getan, was er
mir gewiß nicht vergessen wird, weil er mich nicht darum schlagen
darf.“

Der Alte hob die rotumränderten verwachten Augen mit
einem Ausdruck heller Freude.

„Sie haben ihn abgewiesen?“ Rut nickte.

„Ich konnte nicht anders. Nun werden meine Tage hier in
Stechow wohl gezählt sein.“

Er knirschte mit den Zähnen.

„Ich bleibe bei Ihnen. Wir schaffen es. Ich Sorge für
Kredit.“

Rut konnte weder hoffen noch sich freuen. Da wollte ihr
ein Mensch Gutes tun, um sein Rache zu fühlen, und außerdem
zweifelte sie sehr daran, ob der alte Schmitt auch in der Lage
war, seine Absicht zu verwirklichen, sein Versprechen einzulösen.

Draußen vor der Tür erklang Frau Nieses helle Stimme:
„Johann Peterkow ist von der Post zurück. Sie möchten doch
mal in Herrn Rittmeisters Stube kommen, Fräuleinchen!“

So hatte es sich Johann Peterkow auf dem Wege hierher
ausgemalt. Das sollte einmal eine Ueberraschung geben. Steif
und feierlich sah er ihr entgegen.

„Nun, wie hat es sich angeklärt, Johann?“

Statt der Antwort knotete er umständlich an dem großen,
rotgeblühten Tuch herum, das er vor sich auf dem Tisch hatte.

„Ich werde dir helfen,“ sagte sie ungeduldig. Er aber riß
nun so heftig daran, daß die Zipfel auseinanderprangen. Mit
beiden Händen hob er etwas heraus.

„Es hat keine Wichtigkeit gehabt, Fräuleinchen und ich qua-
rulier' auch schön!“

„Das genügt vollkommen. Wie Sie mich hier sehen, ver-
füge ich ganz frei über mich, ich kann aber auch bis zum Abend
mit meiner Geschichte warten.“

„Nein, nein,“ sagte sie nur und schritt ruhig voraus. Da
folgte er so eilig, daß sein Atem in der kleinen Stube rasselnd
und keuchend aus der Brust ging. Rut Wendebühl ergriff zuerst
das Wort, um ihm Zeit zum Erholen zu geben.

„Ist etwas vorgefallen zwischen Ihnen und Ihrem Neffen?“
Er machte eine Bewegung mit der Hand, als würde er etwas
weit von sich.

„Vorgefallen? hm! Wenn Sie es so nennen wollen, ja!
Er hat gestern nachts, spät, den Nero — totgeschlagen,
um ein Nichts sage ich Ihnen. So infam, — gemein! Es war
die niederträchtigste Tierquälerei! Da vergaß ich, daß ich sein
Gnadenbrot esse, wenn ich auch genug dafür geschuftet habe.
Ich sagte ihm meine Meinung und da mußte es heraus, was sich
seit zehn Jahren aufgespeichert und was ich immer 'runtergewürgt
hatte.“

„Das hat er sich natürlich nicht gefallen lassen.“
Der Alte legte den Kopf auf den hellpolierten Tisch.
„Er antwortete mit der — Reitpeitsche, die klebrig und naß
vom Hundebrot war. Da —“ seine Hand fuhr bebend über die
schmale rote Furche auf der Stirn.

Rut Wendebühl griff der Jammer dieses scheinbar gefühl-
losen Menschen ans Herz.

„Wenn ich Ihnen doch helfen könnte!“ sagte sie leise und

streichelte seine Rechte, „wie gern täte ich's. Aber — — mich
hat er ja auch in der Hand. Ich habe gestern etwas getan, was er
mir gewiß nicht vergessen wird, weil er mich nicht darum schlagen
darf.“

Der Alte hob die rotumränderten verwachten Augen mit
einem Ausdruck heller Freude.

„Sie haben ihn abgewiesen?“ Rut nickte.

„Ich konnte nicht anders. Nun werden meine Tage hier in
Stechow wohl gezählt sein.“

Er knirschte mit den Zähnen.

„Ich bleibe bei Ihnen. Wir schaffen es. Ich Sorge für
Kredit.“

Wollte er sich damit von ihr loskaufen? War dies jenes
Recht, das er aus einer freiwillig übernommenen Pflicht her-
leitete? Sie vergaß, die steifen braunem Scheinen zu zählen. Auch
seinen Brief zu lesen übersah sie! Nur eines dachte sie: Er kommt
nicht, er schickt Geld. Auf dem alten Stuhl nebenan hatte sie
in seinen Armen ihr Kinderleid ausgeweint, ihre Kinderfreude
herausgejubelt. Verband das nicht bis ans Lebensende? Konnte
sich das ablösen lassen und mit Geld?

Eines nur gab ihm dies Recht — der Tod. Aber sie konnte
nicht glauben, daß er gestorben sei. Sie, die den Tod, diesen
gierigsten aller Schuldner, bei dem Vater gesehen und seine
Härte gemildert hatte, zitterte bei dem Gedanken, daß der Grau-
same auch nach Viberstein seine
Hand ausgestreckt haben könnte.
Alles in ihr empörte sich gegen
diese Annahme, denn wenn er
gestorben, wäre ja die ganze
Hoffnung ihrer Jugend zer-
schmettert. Verzweifelt sann sie
hin und her, aber nichts blieb,
als der trostlose, von niemand zu
beantwortende Seufzer: „Wo ist
er? Warum kehrt er nicht zurück?“

Erst langsam zitterte ein schwacher
Lichtschein in ihrer Seele auf.
Wo war denn sein Brief, der ge-
mäß der Mitteilung der Bank-
firma bei der Sendung sein sollte.
Sie tastete nach ihm und entfaltetete
ihn.

„Meine liebe, kleine Rut,“ stand
da. Der Brief war ja auch schon
vor zwölf Jahren geschrieben.
„Wenn du meinen Brief und das
andere erhältst, wirst du vielleicht
mehr denn je eines Freundes be-
dürfen, denn mich hat in diesem
Fall das fremde Land nicht her-
ausgegeben. Wäre ich bei Dir,
würdest Du beides nicht emp-
fangen. Nicht wahr, das verstehst
Du? Dann wäre ich ja wieder

würdig, für Dich einzutreten, Dir alle Schatten fernzuhalten,
und Dein Leben zu lenken. Jetzt aber mußt Du es allein tun.
Denke nicht, daß ich etwa Deinem Vater das Recht dazu ab-
spräche. Der Arzt hat einmal bezüglich Deines Vaters eine Neu-
ferung zu mir getan, die mich mit Erntem rechnen läßt. Wenn
es eingetreten sein sollte, verliere nicht den Mut. Ich weiß, daß
Du rein und tapfer bleiben wirst, so gewiß wie ich weiß, daß
meine Liebe zu Dir erst mit mir stirbt. Dieses Bewußtsein wird
Dich lehren, wie Du das Geld am richtigsten zu verwenden hast.
Es soll Dich vor allen Dingen freimachen. Ob Du, wenn Du
meinen Brief liest, schon empfunden, daß es Fesseln legen und
Fallen stellen kann, weiß ich nicht. Dich soll keine Sorge quälen.
Aus den Nächten, die ich an Deinem Bettchen gesehnen habe —
selbst noch mit Kindergefühlen —, aus den Tagen, die Dich mir
jauchzend in die Arme getrieben, nehme ich mir das Recht zu einer
Bitte! Werde niemals das Weib eines Mannes, den Du nicht
von ganzer Seele liebst. Frage Dich zuvor, ob Du ihm allzeit
willig Deine Sorgen gestehen, ob Du ihm Deine Freuden zu-
jubeln kannst, ehe Du Dich ihm zu eigen gibst. Dann erst, liebe,
kleine Rut!

Diese Sendung soll Dir an meinem 37. Geburtstag zu-
gehen. Vielleicht, daß Du an ihn denkst und für mich betest —
weil Du sicherlich meines Lebens dunkelste Stunde kennst, — damit
ich mich bezwingen lerne — und wenn es mir nicht anders be-
stimmt ist, auch in fremder Erde ohne die Blumen der Liebe
sanft schlafe. Immer Dein Onkel Viberstein.“

Aus Morgen und Abend ward wiederum ein neuer Tag,
ein Tag, an dem große Pläne geschmiedet und Zukunftsbrücken
gebaut wurden

...hohlt und weicht ab. Aus dem Samen seiner Worte
 ... hat ihn die Kraft gewachsen, auch über das zu sprechen, was ihr
 innerstes Herz bewegte. Diese Stunde machte ihn stolz und
 stolz und er erkannte ihr Herz mit seinen Wünschen und ward
 ihr Vater und Lehrer zugleich. Rut hatte nun den festen Vorsatz
 gefaßt, auf dem väterlichen Gute zu bleiben, es wieder höchst
 zubringen und zu warten auf ihn — den Geliebten. Herr Schmitt
 hatte in Ruts Auftrag eine genaue Zusammenstellung aller zu
 begleichenen Forderungen angefertigt. Danach blieb immerhin
 noch eine hübsche Summe übrig, um das Nötigste für den Viehstand
 und die Gebäude zu tun. Wenn alle Kraft aufgewandt wurde,
 mußte es gehen. Trostdem warnte Rohlschmitt:

„Vergiß nicht zu bedenken, daß du nur ein Mädchen bist,
 Rut, daß du freiwillig Verzicht leistest auf mancherlei Vorrechte
 der Jugend. Du stellst dir eine schwere Aufgabe. Solche neue
 Aufgabe entsammt zur Tatkraft, stärkt gewiß die Flügel, aber,
 Rut, glaube es mir, die Flügel sitzen doch nur lose. Eines Tages
 zerbricht sie vielleicht der Sturm des Lebens. Und wie du sie
 auch nachher zusammenklebst, es bleibt doch nur Stückwerk und
 du kannst weder richtig fliegen noch gehen. — Hast weder auf
 Erden noch in dir eine ruhige Heimat.“

Sie stand schlant und hochgewachsen neben ihm, tiefen Ernst
 im Antlitz.

„Keine Sorge, Herr Förster, ich will überhaupt nicht mit
 einnemmal emporspringen, sondern mich mühsam, Schritt für
 Schritt — emporarbeiten.“

„Wirft du das können,
 mein Kind? In deinen Jahren
 erscheint es mir als eine
 Unmöglichkeit, ohne
 flammende Begeisterung
 an ein schweres Werk
 zu gehen.“

„Sie vergessen, daß es
 anvertrautes Gut ist, das ich nur verwahre,
 es ist kein Geld. Wie darf ich
 da schwach werden? So lange
 ich atme, muß ich ihm die Heimat
 erhalten. Noch vor Tagen war
 nichts als Unschlüssigkeit in
 mir. Ich tat zu viel, um etwas
 gründlich zu machen, und die
 Zweifel rissen mich hin und her.
 Jetzt hat er mir eine Aufgabe
 gestellt. Lieber Herr Förster,
 glauben Sie, daß ich das jemals
 vergessen könnte? O, ich will
 langsam anfangen, gar nicht
 ans Ernten denken. Mein einziger
 Lohn soll sein, daß ich daneben
 denken darf: Er hat mich frei
 und stark machen wollen und das
 ist ihm gelungen. Ich habe das
 Gefühl — gestern und alle Tage
 — genau so, wie er es ausgesprochen
 hat. Lieber einsam wandeln,
 als in Herzensnot und bitterem
 Jammer in zwei ungeliebte
 Arme laufen, in denen man dann
 bis ans Lebensende gefangen ist.
 Nicht wahr, Sie werden mir nach
 dieser Stunde niemals zu einem
 „ja“ zureden?“

Sie hatte alle Rindlichkeit abgestreift. Dem
 schlichten Mann erschien sie wie eine Art
 Siegerin, welche still und fest ihres
 Weges ging und sein Respekt vor Rut
 und ihrer Willenskraft stieg um ein
 Bedeutendes. Er hätte ihr gern noch
 länger zugehört und mit ihr weiter
 beraten, aber die Zeit drängte; sie
 erschien ihm bereits ungeduldig.
 Draußen schwankten die Erntewagen
 in die Scheunen. Er legte sanft die
 Hand auf ihre vollen, blonden
 Flechten. Einen Augenblick neigte
 sie sich unter dem Druck, um ihm
 danach noch aufrechter zu erscheinen.
 Die heilige Stunde, wo der Schleier
 ihres Herzensgeheimnisses etwas
 gehoben wurde, war vorüber.
 Der Werktag verlangte helle Augen
 und feste Hände.

„Der alte Schmitt bleibt also in
 Stechow,“ sagte Rut nach einigen
 nachdenklichen Augenblicken. „Frederici
 hat ihm gestern seine Sachen
 geschickt. Aber ich fürchte, Karl
 Rodemann wird gehen wollen,
 und ich muß ihn doch um jeden
 Preis halten.“

Rohlschmidt machte ein bedenkliches
 Gesicht. „Es ist niemals ratsam,
 jemand wider seinen Willen zur
 Treue zu zwingen. Ueberlege es
 dir dreimal, Rut!“

„O, ich war neulich schon fest
 entschlossen, ihm aufzukündigen,
 aber inzwischen hat sich manches
 geändert. Nun kann ich ihn nicht

...hohlt und weicht ab. Aus dem Samen seiner Worte
 ... hat ihn die Kraft gewachsen, auch über das zu sprechen, was ihr
 innerstes Herz bewegte. Diese Stunde machte ihn stolz und
 stolz und er erkannte ihr Herz mit seinen Wünschen und ward
 ihr Vater und Lehrer zugleich. Rut hatte nun den festen Vorsatz
 gefaßt, auf dem väterlichen Gute zu bleiben, es wieder höchst
 zubringen und zu warten auf ihn — den Geliebten. Herr Schmitt
 hatte in Ruts Auftrag eine genaue Zusammenstellung aller zu
 begleichenen Forderungen angefertigt. Danach blieb immerhin
 noch eine hübsche Summe übrig, um das Nötigste für den Viehstand
 und die Gebäude zu tun. Wenn alle Kraft aufgewandt wurde,
 mußte es gehen. Trostdem warnte Rohlschmitt:

„Vergiß nicht zu bedenken, daß du nur ein Mädchen bist,
 Rut, daß du freiwillig Verzicht leistest auf mancherlei Vorrechte
 der Jugend. Du stellst dir eine schwere Aufgabe. Solche neue
 Aufgabe entsammt zur Tatkraft, stärkt gewiß die Flügel, aber,
 Rut, glaube es mir, die Flügel sitzen doch nur lose. Eines Tages
 zerbricht sie vielleicht der Sturm des Lebens. Und wie du sie
 auch nachher zusammenklebst, es bleibt doch nur Stückwerk und
 du kannst weder richtig fliegen noch gehen. — Hast weder auf
 Erden noch in dir eine ruhige Heimat.“

Sie stand schlant und hochgewachsen neben ihm, tiefen Ernst
 im Antlitz.

„Keine Sorge, Herr Förster, ich will überhaupt nicht mit
 einnemmal emporspringen, sondern mich mühsam, Schritt für
 Schritt — emporarbeiten.“

„Wirft du das können,
 mein Kind? In deinen Jahren
 erscheint es mir als eine
 Unmöglichkeit, ohne
 flammende Begeisterung
 an ein schweres Werk
 zu gehen.“

„Sie vergessen, daß es
 anvertrautes Gut ist, das ich nur verwahre,
 es ist kein Geld. Wie darf ich
 da schwach werden? So lange
 ich atme, muß ich ihm die Heimat
 erhalten. Noch vor Tagen war
 nichts als Unschlüssigkeit in
 mir. Ich tat zu viel, um etwas
 gründlich zu machen, und die
 Zweifel rissen mich hin und her.
 Jetzt hat er mir eine Aufgabe
 gestellt. Lieber Herr Förster,
 glauben Sie, daß ich das jemals
 vergessen könnte? O, ich will
 langsam anfangen, gar nicht
 ans Ernten denken. Mein einziger
 Lohn soll sein, daß ich daneben
 denken darf: Er hat mich frei
 und stark machen wollen und das
 ist ihm gelungen. Ich habe das
 Gefühl — gestern und alle Tage
 — genau so, wie er es ausgesprochen
 hat. Lieber einsam wandeln,
 als in Herzensnot und bitterem
 Jammer in zwei ungeliebte
 Arme laufen, in denen man dann
 bis ans Lebensende gefangen ist.
 Nicht wahr, Sie werden mir nach
 dieser Stunde niemals zu einem
 „ja“ zureden?“



Die Einweihung des Kriegerdenkmals auf dem Friedhofe zu Wloclawek.

Unter dem Donner der Kanonen auf den nahen Schlachtfeldern fand die Einweihung des Denkmals, das dem Andenken, deutscher und österreicherischer Helden geweiht ist, und zu den schönsten gehört, die bisher im Kriege errichtet worden sind, statt.

fester auf und ihre Schultern waren breiter geworden. Sie sprach nicht mehr so viel wie einst, sie half mehr; wo Taten wachsen, werden die Worte spärlicher. Karl Rodemann stand wie bisher neben ihr auf seinem alten Platz. Auch Herr Schmitt war noch da. Für die Innenwirtschaft hatte sie ein Fräulein genommen, damit Frau Niede in ihrem eigenen Hause heimischer wurde. Das war jedoch ein Mißgriff. Die junge, starke Frau sah nun tagaus tagein nichts weiter wie den lallenden Zungen und seine feinen, blaffen Finger, die unaufhörlich in der Luft spielten. Himmel und Erde waren ihr fern gerückt. Mit den Leuten auf dem Felde zusammen sollte sie nicht arbeiten. Rut Wendebühl meinte, es nähme dem Mann den Respekt. So saß sie denn neben dem Krankenstuhl, legte die Stube und wusch die Fenster, schob den Topf mit Essen tiefer in die Kohlen hinein und träumte vor sich hin. Es mußte aber beständig Feuer und Glut in ihren Träumen sein, denn sie erwachte mit brennenden Wangen zur Wirklichkeit.

Es kann einer ein Held sein und dennoch feige am Nächsten sündigen, täglich selbst auf Dornen gehen und andere neben sich verbluten lassen ohne die Hand helfend zu rühren, vor Durst nicht ein noch aus wissen und nicht ein einzigesmal aus der Quelle trinken, die ihm hell und sehnüchzig entgegensprudelt.

(Fortsetzung folgt.)

13. Kapitel.

Wenn nun in der folgenden Zeit die Feierabende herabsanken, arbeitsmüden Wanderern gleich, die zur Erholung ein wärmendes Herdfeuer und erquickenden Schlaf bedürfen, um von neuem ausschreiten zu können, da zog häufig doch die nie versiegende Hoffnung wieder in Ruts Wendebühl Herz.

„Laß mich nicht ewig vor der Türe stehen,“ betete sie dann leise und ihre Gedanken flogen in weite Ferne, um den einen, den Geliebten zu suchen. Zu solchen Zeiten prangte für sie die Welt in Blütensehnen, tausend Stimmen tönten an ihr Ohr und alle jubelten. Aber es kamen wieder andere Tage, sturmburchwehichte, tränen-schwere. Die bunten Schleier verwehte der Wind, die fröhlichen Stimmen verflangen und besonders im Herbst, wenn die Natur sich zur Ruhe begab, bewegten sie traurige Gedanken. Wenn durch die Luft ein zerrissenes Stück Glockenklang drang, der Ton einer Sterbeglocke, dann neigte Rut Wendebühl das Haupt und seufzte: „Es ist wieder eins gestorben.“ Obwohl der geliebte Mann auch schon gestorben war?

Seit vier Jahren brachte Rut alle innerliche Kraft für den selbstgeschaffenen Weg. In stetem Wechselspiel ging es bergauf und bergab. Ihre Füße traten

Seld-Lazarett untergebracht sind.

Ich erhielt durch das lebenswürdige Entgegenkommen des Chefarztes die Erlaubnis, meinen schwer verwundeten Bruder in einem Feldlazarett im Westen zu besuchen. Das Außerordentliche, was dort im Feldlazarett geleistet wird, vor allem aber die Absicht, allen Eltern, Frauen und Schwestern, die betreffs ihrer Verwundeten in Sorge sind, zu beruhigen, veranlaßt mich, meine Eindrücke zu veröffentlichen.

Am zweiten Pfingsttage wurde mein Bruder bei den entsetzlichen Kämpfen vor La Bassée, von denen die Zeitungen berichteten, durch einen Schrapnellschuß schwer verletzt. Trotzdem hatte er Kraft genug, den naheliegenden Verbandspfad aufzufuchen, wo er den ersten Verband erhielt und in ausgiebigster Weise mit Wein, Schokolade und allen möglichen Erfrischungen gestärkt wurde. Unter dem Schutze der Dunkelheit wurde er dann in einem Kraftwagen mit anderen Verletzten in eines der vielen Feldlazarette geschafft, die nur wenige Kilometer hinter der Kampflinie eingerichtet sind.

Hier suchte ich meinen Bruder auf. In furchtbarer Erregung legte ich die Reise zurück, da sich mir immer die Frage aufdrängte: Wie werde ich meinen Bruder vorfinden? Unwillkürlich malt man sich das Schrecklichste vor. So war ich überzeugt, meinen Bruder in einem großen Leinwandzelt, auf Stroh gebettet, zu finden, wohl in sorgfältigster Behandlung der Ärzte, aber doch nur unter primitiven Einrichtungen. Um so größer war nun meine Ueberraschung, daß ich ihn wohlgeborgen in einem wirklichen, nach jeder Richtung tadellosem Lazarett, vorfand. Während meines mehrtägigen Aufenthaltes dort bekam ich einen Einblick, mit welcher Umsicht und mit welchem Fleiße unser Sanitätskorps, Gebäude herzurichten versteht, die sich für Lazarette besonders eignen. So fanden die Schwerverletzten Aufnahme in einer Schule. Die wenigen Schwerverletzten in einem früheren Kino. Man erzählte mir, daß diese Gebäude vor Schmutz starrten, als man sie vierzehn Tage vor Pfingsten als Lazarette herrichtete.

Unendlich viel Mühe und großer Fleiß war notwendig, alles so einzurichten, daß es den hygienischen Ansprüchen, die wir alle in unserem lieben Vaterlande zu stellen gewohnt sind, genügte. So wurden sämtliche Wände und alle Gebrauchsgegenstände weiß gestrichen. Es wurden Zimmer abgeschlagen, die für Operations- und Verbandszimmer usw. dienen sollten. Schier unsäglich ist es mir, daß man in so kurzer Zeit, wo schon täglich Verwundete eingeliefert werden, die nötigen Betten, Bettwerk, sämtliche Operations-Instrumente, Verbandstoffe usw. herbeschaffen konnte. In großen Schränken unter Glas sah man die Instrumente gleichsam wie zur Parade, aufgestellt, liegen. Mit dem großen bekannten Organisationstalent, um das uns unsere Feinde mit Recht beneiden, war die Arbeitsleistung verteilt. So hatte ein Sanitäts-Unteroffizier die Aufgabe, die Instrumente zu sterilisieren, was häufig bis nachts ein Uhr geschehen mußte, denn wohl täglich kam es vor, daß die Ärzte noch spät in der Nacht notwendige Operationen schnell vornahmen, um den tapferen Kriegern das Leben zu erhalten.

Davon, was die Ärzte leisten, macht man sich gar keinen Begriff. Pünktlich morgens um acht Uhr sind die Herren an der Arbeit, um mit kurzer Mittagspause bis zum Dunkelwerden und oft noch bis in die Nacht hinein, zu schaffen. Eines abends, es war 10 1/2 Uhr, erschien noch der Stabsarzt mit seinem Unterarzt, um nach den Kranken zu sehen, die vormittags eingeliefert worden waren und deren Befinden Besorgnis erregte. Leider war diese Sorgfalt auch am Platze, denn in der Nacht noch, wurde dem einen Verwundeten, einem Reservemann aus dem Lippechen, Vater von vier Kindern, der Arm amputiert, nur um sein Leben zu erhalten. Diese brave Pflichterfüllung erregte meine höchste Bewunderung.

Auch für das leibliche Wohl der Verwundeten wird vorzüglich gesorgt. Wenn auch kein weibliches Wesen in dem Lazarett schaffte, so unterzogen sich unsere Feldgrauen mit großem Geschick und in rührender Weise der Pflege der Verwundeten. Mütterlich erfüllten diese Männer die vielen Wünsche, die an sie gerichtet wurden. Und in Ermangelung einer Köchin kochte der Sanitätsfeldwebel in sachkundigster Weise die schmackhaftesten Gerichte.

So war denn auch die Stimmung der Verwundeten, obgleich sie fast alle von Schmerzen arg geplagt waren, die denkbar beste. Es war rührend, wie sie sich gegenseitig trösteten und sich gegenseitig zur Geduld ermahnten.



Bilder aus einem deutschen Lazarett an der Front im Westen.

...an Stellen, wo ein solches Missetat vom Gericht zu bestrafen ist. In solchen Fällen tritt noch die Gefahr auf, es ist die Gefahr, daß die Strafe nicht vollzogen wird. In solchen Fällen tritt noch die Gefahr auf, es ist die Gefahr, daß die Strafe nicht vollzogen wird.

...die Strafe nicht vollzogen wird. In solchen Fällen tritt noch die Gefahr auf, es ist die Gefahr, daß die Strafe nicht vollzogen wird. In solchen Fällen tritt noch die Gefahr auf, es ist die Gefahr, daß die Strafe nicht vollzogen wird.

So spielte sich die Pflege in der friedlichsten Art ab, und wenn man nicht wüßte, daß man in Feindesland war, so könnte man meinen, ein Reservelazarett in Deutschland zu sehen. Einen Unterschied würde man nicht merken können. Denn so sorgfältig war alles ausgearbeitet. Sogar eine fahrbare Verwundetenbahre hatte man dort im Lazarett mit Hilfe von requirierten Fahrrädern selbst zusammengebaut.

Zur Veranschaulichung mögen die Photographien dienen, die ein genaues Bild geben, wie gut unsere Krieger nach der Verwundung aufgehoben sind. Ich freue mich deshalb auch, mal einen Einblick in die Lazarettverhältnisse an der äußersten Front getan zu haben. Wir können allen Beteiligten nicht dankbar genug sein für die sorgsame Pflege und aufopfernde Behandlung für unsere verwundeten Krieger. R.

Reiseplaudereien aus Dalmatien.

Von Hans Rost.
(Schluß.) (Nachdr. verb.)

Die Seelsorge in der Herzegowina obliegt den Franziskanern. Unter türkischer Herrschaft geknebelt und verfolgt, haben sie heute volle Kultusfreiheit. Der Verfolgungswut der Türken ist es auch zuzuschreiben, daß die Franziskaner heute noch Schnurrbärte tragen. Glattrasierte Priester hätte man leichter entdeckt und ihnen rascher die Köpfe abschneiden können. Mit dem Schnurrbart konnten die Priester sich in die Häuser der Katholiken flüchten, wo sie als zur Familie gehörig bezeichnet wurden. Darum heißen die Franziskaner heute noch im Volksmunde „Onkel“. Herzegowina zählt heute rund 150 000 Katholiken. Der Franziskanerbischof, der uns aufs liebenswürdigste empfing, ist ein Mann von seltener Herzengüte und selbst sein martialischer Schnurrbart vermag in sein sanftes Antlitz keinen rauhen Zug hineinzuzeichnen. Dabei ist er klug und tatkräftig, und wie mir von deutschsprechenden Patres versichert wurde, der schwierigen nationalen und politischen Gesamtlage seiner Diözese volllauf gewachsen. Die Franziskaner haben von Mostar aus eine weite Diaspora in oft ärmlichen und unwegamen Gegenden, insbesondere ihre Pfarrer draußen auf den Filialen haben eine schwierige Arbeit.



Im polnischen Krämerladen. Deutsche Soldaten beim Einkauf.

Der Ostermontag brachte uns wieder an die Gestade des Meeres nach Gravosa-Ragusa. Die erstere Stadt mit ihrer pinienübersäten Bucht ist der Hafenplatz von Ragusa. Ragusa selbst ist mit allen Reizen des südlichen Himmels ausgestattet. Meer, Felsen, Vegetation und die bauliche Anlage der Stadt helfen zu sammen, um einen der herrlichsten Flecken der ganzen dalmatinischen Küste zu bilden. Welch herrlichen Anblick bietet nicht schon der hochgelegene Weg zwischen Gravosa und Ragusa. Die Villen am Wege sind mit blauen Glycinien gleichsam überwuchert, hohe Felsen ragen ins tiefblaue Meer hinaus, breitblättrige Feigenbäume, Pinien, Palmen, dunkle Zypressen streben in den blauen Himmel hinauf. An den Abhängen zum Meere hinunter treiben Niesenagaven ihre Blütenstengel bis zu fünf Meter Höhe empor. In den Gärten und Anlagen welch ein Blühen und Düften! Dazu die würzige Seeluft, die Wohlgerüche von allen Seiten, der unbeschreiblich schöne Anblick etwa vom Fort Lorenzo aus aufs Meer, das alles zusammen ist die Vereinigung von Naturschönheit und Farbenpracht, das ist die Erfüllung der Sehnsucht nach den Stimmen und Reizen des Südens, die die Seele des Nordländers so oft beschleicht, wenn kalte Winterstürme oder trübe Regentage in ihm das Verlangen nach der Sonne des Südens wecken. Namentlich das Meer hat

aber das Auge immer wieder und am meisten fesselt, das sind die Berge ringsum, die in einen wunderbaren blauen Schimmer getaucht sind. Man vergißt ihre Kahlheit und Fierigkeit, die namentlich gegen Montenegro zu sehr augenfällig in die Erscheinung tritt, man sättigt sein Auge immer von neuem an ihren Farben und Linien, an ihrer Höhe und Majestät. Cattaro selbst ist von schroffen riesigen Bergwänden fast ganz eingeschlossen und macht mit seinen Türmen und Befestigungsmauern, sowie in seiner blühenden Vegetation einen reizenden Eindruck. Sehr interessant ist die kühn an den Felsenwänden in unzähligen Krümmungen und Biegungen emporsteigende Straße nach Cetinje, ein vollendetes Kunstwerk der modernen Straßenbaukunst.

Von Triest bis Cattaro, welch eine Welt von Schönheit in Natur und Leben! Die Erinnerung schweift nochmals über den weiten Weg zurück und als unverlöschliche Eindrücke treten vor das rückwärtschauende Auge Farben, viel Farben, zu Wasser und zu Lande, Palmen und Zypressen, Agaven und Feigenbäume, ein Meer von Steinen, grau gebleicht von Wind und Sonnenschein, Meeresbläue und Mondscheinlandschaften, düsteschwere Nächte, venezianische Erinnerungen, Schaf- und Ziegenherden, Volkstrachten und glänzende militärische Uniformen. Dalmatien ist das Land des Sonnenscheins und der Farbenpracht; denn mit Farben übergossen ist die Natur, und die Menschen lieben die Farben in ihren Trachten mit ihrer bunten Mannigfaltigkeit, von den verschürzten gondelförmigen Schuhen, den „Dyanken“, angefangen, bis zu den gestickten Hemden, blauen Pluderhosen, weißen Schleiern, dem goldgelben Metallgeschmiede und roten Kappen, die jung und alt am Kopfe tragen. Auch ein Stück Asien ist in der Herzegowina zu sehen, spitze Minarets, verschleierte Türkinnen und kräftige Kaffeedüfte. Mit Maewalt aber drängt

Die ehemalige stolze Republik Ragusa hat eine der schönsten Hauptstraßen ganz Dalmatiens aufzuweisen. Man gelangt an zahlreichen Läden und Handwerksstätten vorbei auf einen stillen traumlichen Platz, der die Hauptstraße wundervoll mit einer Anzahl alter schöner Gebäude abschließt, und in dessen Mitte eine Rolandssäule steht zum Zeichen der Handelsfreiheit und städtischen Gerichtsbarkeit der Republik Ragusa. Wenn der Mond des Nachts in diesen Stadtwinkel mit seinem weißen Pflaster, der traumverlorenen Rolandssäule, dem Uhrturn, der auf und ab bummelnden städtischen Schildwache, mit den kleinen Fenstern in den fassadenreichen Häusern sein Licht gießt, dann möchte man die Wallkunst eines Epigweg besitzen, um sich dieses Idyll für immer festhalten zu können. Dieser träumerische Charakter Ragusas, wohl der stillsten Stadt Dalmatiens, offenbart sich auch noch an vielen anderen Punkten, so im kunstreichen Kreuzgang des Franziskanerklosters mit seiner uralten Apotheke, seinen goldfrüchtigen Orangenbäumen, oder im lauschigen Kreuzgange des Dominikanerklosters mit seinen Arkaden, seinem Glockenturm. Oder man fahre mit einer Barke auf die berühmte Insel Lacroa hinüber mit ihren geheimnisvollen Lorbeerhainen, Orangenwäldern, Rosenlauben und den Dominikanermönchen, deren weiße Kutten dieses farbenprächtige Idyll noch vervollständigen.

Und nun noch hinunter in die Bucht von Cattaro! Es kann kaum eine herrlichere Wasserfahrt geben, als die langsame Einfahrt eines Schiffes durch die winkelige Bucht von Cattaro in der Glut der Mittagssonne. Schmucke Dörfchen und Städtchen ziehen an uns vorüber. Was

aber das Auge immer wieder und am meisten fesselt, das sind die Berge ringsum, die in einen wunderbaren blauen Schimmer getaucht sind. Man vergißt ihre Kahlheit und Fierigkeit, die namentlich gegen Montenegro zu sehr augenfällig in die Erscheinung tritt, man sättigt sein Auge immer von neuem an ihren Farben und Linien, an ihrer Höhe und Majestät. Cattaro selbst ist von schroffen riesigen Bergwänden fast ganz eingeschlossen und macht mit seinen Türmen und Befestigungsmauern, sowie in seiner blühenden Vegetation einen reizenden Eindruck. Sehr interessant ist die kühn an den Felsenwänden in unzähligen Krümmungen und Biegungen emporsteigende Straße nach Cetinje, ein vollendetes Kunstwerk der modernen Straßenbaukunst.

Sprüche.

Sich der Gegenwart erfreuen,
Nichts Vergangenes bereuen,
Doch's in Zukunft besser machen —
Wiss', das sind die rechten Sachen!

Wahrheit ist das Fundament aller sittlichen Erziehung.

Kulturträger. Auf einer Steinkohlenzeche im Böhmer Bezirk sind neben anderen Kriegsgefangenen auch achtzig Russen als Arbeiter beschäftigt. Von diesen achtzig Kämpfern für Kultur und Freiheit ist, wie eine Umfrage ergab, nicht ein einziger des Lesens und Schreibens kundig. Den Briefwechsel in die Heimat vermitteln zwei andere Russen, die vor Ausbruch des Krieges irgendwo in russischen Nestern als Dorf-schreiber tätig gewesen sind. Das Mitteilungsbedürfnis der gefangenen Russen ist im Gegensatz zu den Gefangenen der anderen Nationalitäten sehr gering; in zwei Wochen ließen sie von den beiden Schriftgelehrten 26 Briefe und Karten an ihre Angehörigen „aufsetzen“. Die Antworten lassen sehr lange auf sich warten, weil die Adressaten ebenso wie die Absender der Briefe und Karten von der Schreib- und Lesefunst nicht die mindeste Ahnung haben. Sie gehen mit den Sendungen zum Popen oder sonst wem, der ihnen den Inhalt vorlesen und für die Beantwortung sorgen muß. Das erfordert natürlich Zeit, zumal recht viele mit dem gleichen Anliegen kommen werden.

Als dieser Tage die Russen in der Frühe zur Arbeit antraten, wurde einer von ihnen vermißt. Es stellte sich heraus, daß er in der Baracke zurückgeblieben war, weil er sich krank, sehr krank fühlte. Der Mann wälzte sich im Bett, hielt seinen Bauch und stöhnte zu n Steinerweichen. Die Aufklärung, die der Krankheitsfall fand, erweckte allgemeine Heiterkeit. Am Abend vorher hatte es in der Kantine Milchreisuppe gegeben. Die Mahlzeiten sind reichlich, was sich übrigens von selbst versteht, da die Zechenverwaltung schon im Interesse einer guten Arbeitsleistung auf gute und ausreichende Verköstigung der bei ihr beschäftigten Gefangenen sieht. Unser Ru'owial muß aber wohl mit einem selbst für russische Maßstäbe ungewöhnlichen Futtersack ausgestattet gewesen sein; vielleicht hat er sich auch einen besonderen Götterschmaus leisten wollen — genug, er kaufte sich in der Kantine noch ein Pfund Leberwurst, zerschchnitt sie in kleine Stücke, tat sie nebst einem halben Pfund Zucker und einem halben Pfund Salz in die Milchsuppe, füllte zur Streckung noch einige Liter Wasser hinzu und löffelte das greuliche Gemisch bis auf die Nagelprobe gewissenhaft aus. Das hatte selbst der Wagen des Russen nicht vertragen können.

Daß diese Gefräßigkeit der Russen durchaus nicht vereinzelt dasteht, hörten wir

dieser Tage noch bei der Besichtigung des Gefangenenlagers in Friedrichsfeld. Dort hat man die Müllabfuhr ändern müssen, weil die Russen die aufgestellten großen Müllkästen nach weggeworfenen Heringköpfen, die sie als große Delikatesse zu verehren scheinen, durchwühlten. Kulturträger

Die Kleidertasche. Jetzt, wo die Mode sich endlich von dem häßlichen engen Rock abwendet und eine anmutige Faltenfülle gestattet, wäre es doch auch an der Zeit, die ganz unsinnige Taschenlosigkeit abzutun und wieder, wie früher, feste Taschen in die gelegten Rockfalten einzufügen. Die jetzige Frauenwelt ahnt ja gar nicht, wie viel bequemer und sicherer eine solche ist als das stets dem Herauben, Vergessen und Verlieren ausgesetzte Handtäschchen, dieses wahre Symbol weiblicher Unselbständigkeit! Mag man es ferner als

lichen Väder noch niemals aus dem ganz rückwärtsliegenden Stappenlager gekommen waren und überhaupt noch keinen einzigen deutschen Soldaten erblickt hatten. Der Offizier stellte also den phantasierenden Väder zur Rede, worauf dieser antwortete: „Es ist allerdings wahr, daß ich noch nicht im Feuer gewesen bin. Aber wenn alle Frauen in meiner Heimatstadt über den Krieg sprechen und die Heldentaten ihrer Männer berichten, kann ich doch nicht meiner Frau zumuten, daß sie allein nichts zu sagen weiß . . .“

Begreiflich. A.: „Glauben Sie, daß ein Austausch von russischen Gefangenen stattfinden wird?“ — B.: „Das weiß ich nicht, aber ich glaube, daß Väterchen gern den Nikolajewitsch gegen Hindenburg austauschen würde.“

Hindenburg und der Zar. Der Zar soll eine Viertelmillion Rubel auf den Kopf Hindenburgs gesetzt haben. Als das Hindenburg erfuhr, hat er, so erzählen unsere Soldaten im Osten, geantwortet: „Und ich geb' ihm für seinen Kopf noch nicht einmal 25 Pfennige!“

Mensch, nimm den Kopf weg. Zwei Berliner Landwehrlente liegen im Schützengraben. Als sich der eine etwas unvorsichtig aufrichtete, meint sein Nebenmann: „Mensch, nimm den Kopf weg. Wenn se dir den weg-schießen, biste zeitlebens ein Krüppel!“

Traurig. Dame: „Wie, Herr Leutnant, Sie haben sich verheiratet?“ — „Ja, gnädige Frau — 's ist das Loß des Schönen auf der Erde.“

Prämie. Sie: „Nicht einmal diesen lumpigen Hut willst du mir kaufen! Ich werde zu meinen Eltern zurückkehren!“ — Er: „Wenn du mir das versprichst, bekommst du ihn sofort!“

Moderne Kinder. Gattin: „Wir müssen ein Kinderfräulein nehmen, Natur! Von den Eltern will die Bande nichts mehr wissen!“

Drohung. Die schulpflichtigen Sprößlinge müssen Schwamm und Kamm über sich ergehen lassen, während die Resthorder schadenfroh zusehen. „Ja, ja, wartet nur,“ sagt die Mutter, „ihr müßt auch mal — in die Schule!“

Verwechslung. „Wie geht's?“ — „Schlecht! Der Konturs schwebt über meinem Haupte wie das Schwert des Kolumbus!“ — „Sie wollen sagen: Wie das Ei des Damokles.“

Rätsel.

Man kann mich vor- und rückwärts lesen,
Und nur ein Hauch verbindet mich.
In mir vereinigen zwei Wesen
Der Regel nach auf immer sich.
Zum Himmel kann ich dir auf Erden,
Bisweilen auch zur Hölle werden!

Auslösung des Rätsels in voriger Nummer:
Zug.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Ferd. Deibel & Koenen, Essen (Ruhr).



Aus dem Tiroler Kampfsgebiete. Im österreichischen Schützengraben.

nettes Schmuckstück, als Behältnis für Taschentuch und Notizbuch usw. tragen: Die Börse aber und die Schlüssel gehören in die Tasche, die völlig sicher ist und niemals zu Verlust gehen kann. Möchten doch die Schöpferinnen der „deutschen Mode“ auch hierauf ihr Augenmerk richten: die zweckmäßige und ganz unauffällige „Neuheit“ würde gewiß bald allgemein gerne angenommen werden.

Wie die Engländer ein Gefecht gewannen. Folgendes bezeichnende Geschichtchen wird im „Manchester Guardian“ erzählt: Ein englischer Stappenoffizier, der mit der Ueberprüfung der Soldatenbriefe betraut war, erstaunte nicht wenig, als er auf die folgende Epistel stieß: „Soeben sind wir aus dem Granatenfeuer gekommen. Es ist das erstmal während der letzten zwei Monate. Die Deutschen wollten unsere Feldbäckerei erobern, aber — bei Gott — wir haben sie ihnen nicht überlassen. Wir haben sie geradezu zu Tausenden getötet.“ Der Brief war von einem Väder an seine Frau geschrieben; und das Erstaunen des Offiziers war berechtigt, da seine Leute mitsamt dem frag-